

IN TOTEN WINKELN

...

Früher unternahmen Kartenmacher Expeditionen, heute arbeiten sie im Büro. Doch Sandra Greulich hat einen Rest Abenteuer in die heutige Zeit gerettet. Für ihre Bergsteigerkarten wandert sie monatelang Hänge und Furten ab. VON DANIEL DI FALCO



Schön und anschaulich: Die Felsen schraffiert man noch mit Tusche.

Es war ein Kartograph, der das «Ende der Geographie» ausgerufen hat. Als in den neunziger Jahren alle Welt vom Ende der Geschichte sprach, diagnostizierte der Franzose Paul Virilio, nunmehr Philosoph, die «Aufhebung des Raums», die «beschleunigte Schrumpfung des Planeten». Wobei das mit den Satelliten angefangen habe: «Das Ziel der Techniken des künstlichen Sehens besteht darin, endlich eine überbelichtete Welt ohne tote Winkel ans Licht zu bringen.»

Womöglich hat ja einer dieser Satelliten das Maultier gesehen, das an einem Tag im Februar 2005 einen Bergbach in den argentinischen Anden querte. Wie es zuerst den Tritt verlor, dann das Gleichgewicht und schliesslich das Gepäck. In einem der Säcke war der Proviant einer Kartographin aus der Schweiz. Und die hätte es nicht hierher verschlagen, wenn Virilio restlos recht gehabt hätte. Wenn es keine toten Winkel mehr gäbe. Keine Abenteuer für Sandra Greulich.

«Die Lebensmittel waren verloren. Aber die Fotokameras, die GPS-Geräte und die Kartenvorlagen hatten wir zum Glück im Rucksack.» Greulich faltet die Karte auf, für die sie damals unterwegs war; zwei Monate Erkundung, «Feldarbeit», kartographisch gesprochen. Die Gegend war längst kein weisser Fleck mehr. Der Aconcagua, mit 6963 Metern der höchste Gipfel der westlichen Hemisphäre, ist ein touristischer Hotspot. Man könnte darob die Nase rümpfen. Aber Greulich ist Kartographin; wenn sie über ihr Handwerk spricht, geht es um Dinge wie Exaktheit und Vollständigkeit. Um jene Perfektion, die man von Schweizer Landeskarten gewohnt ist. Wo genau hört der Weg auf? Wo fängt der Bach an? Ist das ein Sessel- oder nur ein Skilift? «Solche Dinge sieht man auf den Satellitenbildern nie gut genug», sagt Greulich. «Und auch auf vielen Karten nicht.»

Wenn die Kartographin Karte sagt, dann geht es um beides: Um die Welt und das Werk. Um die Entdeckerfreude und den Handwerkerstolz. Die Arbeit, die beide Temperamente vereint, muss man weit suchen. Greulich hat sie gefunden. Hier, auf der Karte des Aconcagua, die sie damals realisiert hat, gemeinsam mit dem Bergführer und Zeichner Sacha Wettstein: der Bach im Tal des Rio Horcones, wo das Maultier ausgerutscht ist. Der Weg hinauf zum Basislager auf 4300 Metern, wo der Proviant hätte eintreffen sollen. Im Camp ist auch der letzte Internetanschluss auf der Nordwestroute zum Gipfel verzeichnet. Und die Ruine eines früheren Camps, allerdings nicht zum Übernachten geeignet, wie die Karte ebenfalls verrät.

Greulich und Wettstein verbürgen ihre Informationen mit Augenzeugenschaft. Ausser der Topographie im Massstab 1:40 000 umfasst ihr Blatt Ortspläne, Vegetationsprofile, Routenbeschreibungen, Klimadiagramme, Panoramabilder. Publikum: Bergsteiger. Und zwar solche, die selbst in den Anden Schweizer Qualität erwarten. 2006 ist die Karte erschienen. Seither haben Wettstein und Greulich in ihrem Kleinstverlag climbing-map.com fünf weitere produziert: für den Kilimanjaro, den Olymp von Tansania; den Cotopaxi (Ecuador), den Elbrus (Russland), den Pico Turquino (Kuba) sowie den Island Peak und den Mera Peak (Nepal).

Das alles war kein Niemandsland. Aber im Mikroskopischen lässt sich noch eine Welt entdecken, selbst im Zeitalter von Google Earth. Möglichst jeder Pfad, jede Hütte, jeder abgerutschte Hang – es ist der Wille zum Umweg, der im Endergebnis zählt. Vorausgesetzt, man hat die Kondition dafür. In 10 bis 14 Tagen kommt der Durchschnittsbergsteiger auf den Aconcagua. Greulich und Wettstein haben in den zwei Monaten auch den Cerro Rico bestiegen, den Cerro Ameghino und weitere Nachbarberge. Nicht des Palma-

rès wegen, sondern um von dort jene Partien des Aconcagua zu fotografieren, die auf den Routen zum Gipfel nicht einsehbar sind. Der Bergsteiger will effizient hinauf. Die bergsteigende Kartographin dagegen will eine Landschaft erfassen, möglichst komplett. «Gereist bin ich immer gern. Aber man lernt die Welt kaum je besser kennen, als wenn man sie kartiert.» So haben Greulich und Wettstein auch die Seitentäler um den Aconcagua erkundet, sie haben die aktuelle Ausdehnung des Horcones-Gletschers per GPS gemessen, und sie sind neu entdeckten Wegen gefolgt. Wobei drei Tage Fussmarsch durch eine immer engere Schlucht mitunter in einer Sackgasse endeten. «Die bestehenden Karten waren eben zu wenig genau.»

Aufgewachsen im Zürcher Weinland, mittlerweile 42, hat Greulich ihre Lehre in einer Zeit gemacht, in der man Karten auf Glasplatten gravierte. Hauptberuflich ist sie bei der Landestopographie tätig, und zwar mit dem TLM, dem Topographischen Landschaftsmodell. Das ist ein Abbild der Schweiz, das sich aus dreidimensionalen digitalen Informationen zusammensetzt, und die werden vor allem aus Luftbildern gewonnen. Die Kartenmacher heissen heute Geomatiker, und an die frische Luft kommen sie nur ausnahmsweise; wenn etwa auf einem Luftbild das Laub der Bäume den Verlauf eines Wegs unklar macht. «Ja», sagt Greulich, «die Methoden haben sich geändert. Aber es geht immer noch um Karten.» Also um die faszinierende Sache mit der Welt und dem Werk.

Die Feldarbeit, die Greulich für ihre Karten hobbyhalber treibt, ist ein Einspruch gegen das «Ende der Geographie»: Wer alles sehen will, geht am besten zu Fuss. Von bestehenden Karten übernimmt sie die Höhenkurven, von Satellitenbildern Waldflächen oder Wasserläufe. Das ergibt eine erste, grobe Karte, die Greulich sektorenweise auf «Feldkartons» überträgt – menukartengrosse Arbeitsflächen, auf denen sie im Gelände ihre Detailerkundungen verzeichnet; Pferdevermietungen und Aussichtspunkte genauso wie den Verlauf einer Böschung. Daheim wird alles «abdigitalisiert», am Computer auf die Basiskarte übertragen. Dann folgt monatelange Fleissarbeit. Alle Flurnamen müssen lesbar sein, auch auf graphisch unruhigem Terrain. Jede Höhenkurve muss genau dort enden, wo sie an eine Felspartie stösst. Wobei zur Präzision die Anschaulichkeit kommt. Es geht ums Dreidimensionale auf dem Papier, um den Eindruck von Höhen und Tiefen, die Beschaffenheit von Eis oder Fels. Das meint Greulich, wenn sie von «Schönheit» spricht: Schön ist eine Karte dann, wenn sie eine Landschaft auf Anhieb lesbar macht. Darin hat die hiesige Landestopographie einen Massstab gesetzt. An den hält sich auch Sacha Wettstein, Greulichs Kollege, wenn er zu Feder und Tusche greift, um ein Stück Fels zu schraffieren, nach den Fotos aus dem Gelände, bevor er die Folie scannt und in die entstehende Karte einmontiert. Sieht schön realistisch aus.

Wozu die ganze Mühe? Man könnte Sandra Greulich eine Perfektionistin nennen. Da will jemand eine Arbeit um ihrer selbst willen gut machen. Ob sich das rechnet? «Natürlich nicht.» In jeder Karte steckt ein Jahresquantum Freizeit von zwei Personen. Zwei Personen, denen es reicht, mit dem Verkauf von einigen Hundert Karten jährlich die Reise- und Druckkosten zu decken. Ihr Verlag ist ein Eiland ohne Renditedruck und Businessplan. Ein Basislager für zwei Idealisten.

DANIEL DI FALCO ist Redaktor beim «Bund»; er lebt in Bern.